

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

In Blaubarts Burg

Anmerkungen zur Neudefinition der Kultur. Deutsch von Friedrich Polakovics

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2123
978-3-518-29723-0

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2123

»Verflechten sich die Wurzeln des Unmenschlichen mit denen der Hochzivilisation?« Dieser Frage hatte George Steiner sich bereits in seinen Essays über *Sprache und Schweigen* gestellt. In *Blaubarts Burg* – anspielend auf ein berühmtes Gruselmärchen und dessen Vertonung in Béla Bartóks Oper – leitet die nicht eindeutig zu beantwortende Frage zu einem Ausblick auf die Kultur der Gegenwart und Zukunft über: die literarische Wort- und Wertekultur, die unwiederbringlich verlorengeht, wird abgelöst von einer universalen musikalischen Soundkultur und schließlich überwältigt von Naturwissenschaft und Technik. Angesichts der Unmöglichkeit, abzuschätzen, wohin eine solche Entwicklung führen mag, fühlt sich der Kulturkritiker wie Blaubarts Geliebte, als sie den Schlüssel zur letzten Tür verlangt, nachdem ihr die Öffnung der anderen Türen alle Spielarten des Schreckens vor Augen geführt hat. Zwei mögliche Haltungen bieten sich in einem solchen Moment der Nachkultur an: die grimmige Ergebung Freuds oder die »fröhliche Wissenschaft« Nietzsches.

George Steiner lehrte vergleichende Literaturgeschichte und Komparatistik an den Universitäten Genf, Cambridge und Oxford. Bei Suhrkamp erschienen zuletzt seine Werke *Warum Denken traurig macht* (2006), *Im Raum der Stille: Lektüren* (2011) und *Gedanken dichten* (2011).

George Steiner
In Blaubarts Burg

*Anmerkungen zur
Neudefinition der Kultur*

Schriften 3

Deutsch von
Friedrich Polakovics

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Notes towards the Redefinition of Culture, Canterbury:
University of Kent 1971
© by George Steiner 1971

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2123
Erste Auflage 2014

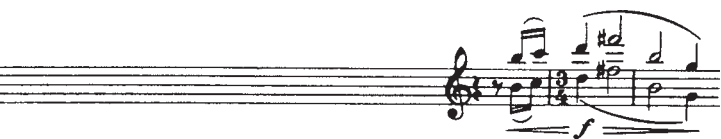
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des Nachdrucks,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-29723-0

*Für Daniel und
Joanna Rose*

A chaque effondrement des preuves le poète
répond par une salve d'avenir.
René Char

*Es ist, als stünden wir angesichts einer Kulturtheorie
nicht anders da als Bartóks Judith,
wenn sie die Öffnung des letzten Tores zur Nacht verlangt.*



Danksagung

Mein Dank gilt der Universität von Kent in Canterbury, dem Kuratorium der T. S. Eliot Memorial Lecture Foundation, auf dessen Einladung der Inhalt dieses Buches im März 1971 in einer Vortragsreihe gelesen werden konnte, sowie Mr. Matthew Evans von Faber & Faber.

Ebenso gebührt mein Dank Mrs. Carol Weisbrod von der Juristischen Fakultät der Yale-Universität, die einen Großteil des Materials noch im Stadium des Entwurfs durchgesehen und wertvolle Korrekturen und Anregungen gegeben hat. G. S.

Das große Unbehagen*

* Im Original: The Great Ennui

Notes towards the Redefinition of Culture, »Anmerkungen zur Neudefinition der Kultur«: natürlich will mein Untertitel an Eliots *Notes towards the Definition of Culture* aus dem Jahre 1948 erinnern. Die sind kein sehr anziehendes Buch, sondern eines, das bar aller Hoffnung ist und noch ganz unterm Schock der eben überstandenen Barbarei steht – einer Barbarei freilich, deren wirkliche Ursprünge und Erscheinungsformen trotz aller Argumentation eigentümlich vage bleiben. Dennoch verdienen Eliots *Notes* auch weiterhin unser Interesse: zu augenscheinlich sind sie das Produkt eines Geistes von exzeptioneller Schärfe. So werde ich mich in diesem Essay immer wieder auf jene Ausgangspositionen beziehen, die Eliot in seinem Plädoyer für die Ordnung erstellt hat.

Nicht die buchstäbliche Vergangenheit ist es, die uns regiert – es wäre denn, möglicherweise, in biologischem Sinn. Vielmehr sind es die Vorstellungen von solcher Vergangenheit. Sie aber sind oftmals so komplex strukturiert und so selektiv wie die Mythen. Bilder und symbolhafte Vorstellungen des Vergangenen sind unserem Empfindungsvermögen nahezu in der Art genetischer Information aufgeprägt. Jedes neue Zeitalter der Geschichte bespiegelt sich im Bilde und in der weiterwirkenden Mythologie der eigenen Vergangenheit – oder einer aus anderen Kulturen entlehnten. Es prüft daran sein Selbstgefühl, seine Rück- oder Fortschrittlichkeit. Das Echo, mit dessen Hilfe eine Gesellschaft die Reichweite, die überzeugende Kraft und Autorität der eigenen Stimme ermitteln will, kommt aus weit zurückliegenden Bereichen. Ganz augenscheinlich sind die Mechanismen, die da wirksam werden, komplex und wurzeln in dem diffusen, doch lebenswichtigen Bedürfnis nach Kontinuität. Alle Gesellschaft bedarf eines Werdeganges. Dort, wo dieser nicht von Natur aus zu Gebote steht – wo eine Gemeinschaft sich neu gebildet oder nach langen Zeiten der Auflösung, ja Unterwerfung aufs neue formiert hat, wird die Vergangen-

heitsform der Grammatik des Seins notgedrungen aus intellektueller und emotioneller Machtbefugnis geschaffen. Die »Geschichte« des amerikanischen Negers und des modernen Staates Israel gehören hierher. Dennoch: der tiefste Beweggrund mag metaphysischer Art sein. Fast alle Historie schleppt auf ihrem Rücken einen Rest Paradies. An irgendeinem Punkte der ferneren oder auch näheren Vergangenheit ist alles besser gewesen, nahezu golden verklärt. Tiefe Einhelligkeit verband den Menschen mit der ihn umgebenden Schöpfung, und der Mythos vom Sündenfall ist zwingender als jede andere Religion. Kaum eine Kultur gibt es, ja kaum ein persönliches Gewissen, das nicht bereit wäre, Antwort zu geben auf die geahnten Zeichen einer längst versunkenen Katastrophe. Irgendwo wurde eine falsche Richtung genommen in jenem »finsternen und heiligen Wald« – und seither mußte der Mensch im sozialen wie geistigen Sinn sich mühen um den Funken natürlichen Seins.

In der gegenwärtigen Kultur oder Spätkultur des Westens ist jenes vertane Utopia von tiefgreifender Bedeutung. Allein, es hat eine sehr nahe, diesseitige Form angenommen. Unser heutiges Gefühl von Unordnung, von Rückfall in Gewalttat und moralische Abgestumpftheit; unsere fertige Vorstellung vom zentralen Wertverlust sowohl in den Künsten als auch in der Gepflegtheit allen persönlichen und gesellschaftlichen Umgangs; unsre Ängste vor einem neuen »finsternen Zeitalter«, darin die Kultur in der uns vertrauten Form untergehn mag oder beschränkt sein auf winzige Inseln altmodischer Bewahrung: all diese Befürchtungen, so anschaulich und weithin sichtbar affiziert als das dominierende Klischee unserer gegenwärtigen Geisteshaltung – sie leiten ihre Kraft, ihr scheinbares Selbstverständnis aus der vergleichenden Betrachtung her. Hinter unserer heutigen Haltung aus Zweifel und Selbstbestrafung steht eine besondere Vergangenheit in so durchdringender

Präsenz, daß sie nachgerade unbesehen für ein spezifisch »goldenes« Zeitalter durchgehen kann. Unsere Gegenwartserfahrung und die so oft negativ ausfallenden Urteile, die wir in Anbetracht unseres eigenen geschichtlichen Standorts fällen – dies alles wirkt sich fortwährend zugunsten dessen aus, was ich den »Mythos vom neunzehnten Jahrhundert« nennen möchte, oder auch den »imaginierten Garten liberaler Kultur«.

Gefühlsmäßig lokalisieren wir jenen Garten im England und westlichen Europa der Zeit zwischen den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts und dem Jahre 1915. Das Anfangsdatum ist von herkömmlicher Unbestimmtheit, doch das Ende solch langen Sommers ist mit apokalyptischer Exaktheit markiert. Die Hauptzüge der Landschaft sind unverkennbar und unmißverständlich: hohe und immer noch zunehmende Bildung; Herrschaft des Gesetzes; die zweifellos noch unvollkommene, doch aktiv sich ausbreitende Anwendung parlamentarischer Regierungsformen; häusliche Geborgenheit und wachsende Sicherheit auf den Straßen; zwanglose Anerkennung der ökonomischen wie zivilisatorischen Brennpunktposition von Kunst, Wissenschaft und Gewerbe; die trotz zeitweiliger Rückschläge stetig vorangetriebene Verbesserung der friedlichen Koexistenz von Nationalstaaten (was ja, mit gelegentlichen Ausnahmen, von Waterloo bis zur Somme tatsächlich erreicht wurde); ein dynamisches, human reguliertes Kräftespiel zwischen sozialer Mobilität und den stabilen Grenzen von Macht und Herkunft innerhalb des Gemeinwesens; normierte Machtverhältnisse, wenn auch modifiziert durch die herkömmlichen Konflikte zwischen den Generationen, zwischen den Vätern und Söhnen; sexuelle Aufklärung und doch ein starker, heimlicher Ansatz zu stillschweigend anerkannter Zurückhaltung. Auf diese Weise könnte ich meine Aufzählung noch lange fortsetzen. Die Liste läßt sich ohne Schwierigkeit verlängern und detaillieren. Was ich sagen will ist, daß all diese Aufzählung

hinausläuft auf ein reichhaltiges, unsere Handlungen kontrollierendes Leitbild – auf eine symbolhafte Struktur, die mit aller Insistenz der aktiven Mythologie unser gegenwärtiges Gefühlsleben unter Druck hält.

Unseren Interessen entsprechend schleppen wir recht unterschiedliche Bruchstücke solches komplexen Ganzen mit uns. Väter und Mütter – sie »wissen« um eine längst entschwundene Zeit, in der die Sitten streng und die Kinder wohlgezogen waren. Der Soziologe »weiß« um eine urbane Kultur, die weitgehend immun war gegen anarchischen Anspruch und plötzliche Gewalttat. Der Fromme und der Moralist »wissen« um eine verlorene Epoche einhellig anerkannter Werte. Jeder von uns kann da mit den entsprechenden Bildchen aufwarten: etwa vom wohlgeordneten Haushalt, seiner Abgeschlossenheit und seinen Dienstboten; von den Parkspaziergängen am Sonntag, die so gemächlich waren und so sicher, von den Lateinstunden in der Schule und der klösterlichen Zucht im College-Hof; von Buchhandlungen, die solchen Namen noch verdienten, und von gebildeten Parlamentsdebatten. Und ganz speziell sind es die Büchermenschen, die in einem besonderen, symbolisch strukturierten Wortsinn um eine Zeit »wissen«, in der die seriösen literarischen und wissenschaftlichen Hervorbringungen zu niedrigen Preisen gehandelt wurden und ein weitverbreitetes, ja verständnisvoll kritisches Echo fanden. Noch immer leben viele unter uns, für die jener strahlende, wolkenlose Sommer von 1914 sich weit zurückerstreckt bis in eine zivilere Welt, in der mehr Vertrauen herrschte und die menschlicher aufgebaut war als alles, was wir seither kennengelernt haben. Und so liefern ihre Erinnerungen und unser eigenes versinnbildlichendes Wissen um jene Zeiten den Hintergrund, vor dem wir die gegenwärtig herrschende Kälte untersuchen wollen.

Bei ruhiger Prüfung der Quellen unseres Wissens erkennen wir, daß eben diese Quellen oftmals rein literarischer oder bildhaf-

ter Art sind – daß unser inneres neunzehntes Jahrhundert die Schöpfung eines Dickens oder Renoir ist. Sobald wir aber den Historiker hören – sonderlich auf dem radikalen Flügel –, sehen wir recht bald, daß jener »imaginierte Garten« in ganz entscheidenden Punkten eine bloße Fiktion ist. Es wird uns gezeigt, daß jene Kruste aus feiner Lebensart sehr tiefe Fissuren verdeckte – die Risse und Spalten sozialer Ausbeutung; daß die bürgerliche Sexualmoral nichts als ein schöner Anstrich war – Maske einer weitverzweigten, brodelnden Heuchelei; daß die Kriterien echter geistiger Bildung lediglich auf wenige Auserwählte anwendbar waren; daß der Haß zwischen den Generationen und Klassen tief eingefressen war, obschon häufig stumm; daß die Sicherheit im *Faubourg* und in den Parks sich schlechterdings bloß auf die geduldete, doch vorsorglich isolierte Drohung der Elendsquartiere gründete. Wer immer sich die Mühe nimmt, den Dingen auf den Grund zu gehen, wird alsbald erkennen, was ein Arbeitstag in einer viktorianischen Fabrik wirklich bedeutete und welche Ausmaße die Kindersterblichkeit in Nordfrankreichs Kohlenrevieren während der siebziger und achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts angenommen hatte. So ist die Erkenntnis unabweislich, daß wir die intellektuelle Wohlfahrt und Stabilität im Leben des Mittel- und gehobenen Mittelstands während jenes langen, liberalen Sommers in direkter Abhängigkeit sehen müssen von der wirtschaftlichen und letztlich auch militärischen Beherrschung großer Teile dessen, was heute unter der Bezeichnung »Unterentwickelte Länder« oder »Dritte Welt« bekannt ist. All das liegt auf der Hand, und in unseren rationalen Momenten ist es uns gegenwärtig. Und doch ist es ein irgendwie intermittierendes Wissen: ist dem Pulsschlag unseres Fühlens weniger nah als die Mythologie, die kristallisierte Metapher, die, so verallgemeinert wie kompakt, uns das Bild eines nunmehr gebrandschatzten Paradieses vorgaukelt, in dem einst alles schöner und besser

gewesen ist. Zum Teil trägt das neunzehnte Jahrhundert selber die Schuld an unseren nostalgischen Imaginationen. Aus seinen eigenen Aussprüchen läßt sich ja eine Anthologie des nimmermüden und auch selbstgefälligen Stolzes zusammentragen. Der Ton von Tennysons *Locksley Hall* – immer wieder begegnen wir ihm, und das an den verschiedensten Orten. Zum Beispiel in Macaulays berühmter Lobrede auf den neuen Gesichtskreis der Wissenschaft, enthalten in seinem Essay über Bacon aus dem Jahre 1837:

»Verlängert hat sie das Leben, gemildert die Qual, ausgetilgt viele Krankheit, den Boden hat sie fruchtbarer gemacht, neue Sicherheit hat sie gegeben dem Seemann, mit neuen Waffen versehen den Krieger; hat überspannt gewaltige Ströme und Buchten mit Brücken von einer Gestalt, wie unsre Väter sie noch nicht gekannt, hat gezwungen den Blitzstrahl, harmlos vom Himmel zur Erde zu fahren, hat erleuchtet die Nacht mit der Helle des Tages; hat aufgethan dem menschlichen Auge die Fernen; hat vertausendfacht die Kräfte des Menschen; hat beschleunigt seine Fortbewegung; hat ausgelöscht alle Entfernung; hat erleichtert den Austausch des Denkens und allen Verkehr, die Freundlichkeit jedweden Dienstes und die Abwicklung der Geschäfte; hat den Menschen befähigt, die Tiefen der See zu ergründen und sich emporzuschwingen in die Lüfte; hat's ihm ermöglicht, gefahrlos einzudringen in die verderblichen Abgründe unserer Erde, das Land zu durchmessen in Wagen, die dahinrasen ohne Pferde, und den Ocean zu überqueren mit Schiffen, die da zehn Knoten machen gegen den Wind. Dies Alles ist blos ein Theil ihrer Früchte – und ihrer frühesten einer: denn eine Weisheit ist sie, die nimmermehr rastet noch ruht, die niemals ans Ziel gelangt noch auch gedeiht zur Vollkommenheit. Ihr Gesetz ist der Fortschritt allein.«

Die Apotheose am Ende von Faust II, die Hegelsche Geschichtsphilosophie mit ihrer Doktrin von der Selbstverwirkli-

chung des Geistes, der Positivismus des Auguste Comte, der philosophische Scientismus des Claude Bernard – sie alle sind Ausdruck der nämlichen dynamisch-heiteren Gelassenheit und des Vertrauens in die sich entfaltenden Vorzüge aller Realität. Wir Heutigen aber blicken auf dergleichen halb verwirrt, halb ironisch zurück.

Doch auch andere Epochen haben sich ihrer Errungenschaften gerühmt. Das Bild, das wir in uns tragen von einer verlorenen Kohärenz, von einer Mitte, die standhielt, ist zwingender als alle zwingende Wahrheit. Tatsachen können es widerlegen, nicht aber beseitigen. Dieses Bild nämlich kommt einem tiefen psychologischen und auch moralischen Bedürfnis entgegen: es verleiht uns Ausgeglichenheit, es gibt uns das dialektische Gegengewicht, das uns hilft, unsre eigenen Konditionen zu situieren. Das scheint ein nahezu organischer, rekursiver Vorgang zu sein. Auf die nämliche Weise haben die Menschen des Römischen Imperiums zurückgeblickt auf die Utopie aller republikanischen Tugend. Und wer das *Ancien régime* gekannt, der hatte das Gefühl, auf seine alten Tage in ein ehernes Zeitalter geraten zu sein. Die Träume von einst gewähren uns Zuflucht vor dem Alptraum des Heute. Es ist weder meine Absicht, solchen Prozeß abzuleugnen, noch auch, ein »authentisches Bild« der liberalen Vergangenheit zu zeichnen. Vielmehr geht es mir lediglich darum, jenen »Sommer von 1815 bis 1915« von einem veränderten Blickpunkt aus zu betrachten – nicht als ein symbolhaftes Ganze, dessen kontrastierende Vorzüge unsere heutigen Schwierigkeiten nachgerade schon unter Anklage stellen, sondern als den Ursprung ebendieser Nöte. Und ich behaupte, daß gewisse spezifische Quellen des Inhumanen und jener Krisen unserer Zeit, die eine Neudefinition aller Kultur erfordern, in dem langen Frieden des neunzehnten Jahrhunderts zu finden sein müssen und damit im Herzen des so überaus komplexen Gewebes unserer Zivilisation.

Das Motiv, von welchem ich ausgehen will, heißt *ennui*. *Boredom* ist nicht die adäquate Übersetzung, so wenig wie *Langeweile*, ausgenommen vielleicht in Schopenhauers Sprachgebrauch. *La noia* kommt der Sache schon viel näher. Was mir vorschwebt, ist ein vielfältiger Frustrationsprozeß – ein kumulatives *désœuvrement*: Energien, die in dem Maße zur leeren Routine erodiert sind, als die Entropie zunimmt; allzuoft wiederholte Bewegung oder auch genügend lange Dauer der Inaktivität, die ein Gift hervorruft, das gleich einer Säure ins Blut geht und zur Erstarrung führt – zur febrilen Lethargie; oder die schlaftrunkene Übelkeit (wie sie Coleridge in der *Biographia Literaria* so präzise beschrieben hat) eines Menschen, der im nachtschwarzen Treppenhaus eine Stufe verfehlt. Noch viele annähernd adäquate Begriffe und Bilder wären hier anzuführen. Der Baudelairesche *spleen* kommt der Sache noch am nächsten – vermittelt uns einen Begriff von der engen Verwandtschaft und Simultaneität zwischen aufreibender, vager Erwartung (doch was wird da erwartet?) und trüber, hoffnungsloser Müdigkeit:

Rien n'égale en longueur les boiteuses journées,
Quand sous les lourds flocons des neigeuses années
L'ennui, fruit de la morne incuriosité
Prend les proportions de l'immortalité.
– Désormais tu n'es plus, ô matière vivante!
Qu'un granit entouré d'une vague épouvante,
Assoupi dans le fond d'un Sahara brumeux;
Un vieux sphinx ignoré du monde insoucieux,
Oublié sur la carte, et dont l'humeur farouche
Ne chante qu'aux rayons du soleil qui se couche.* (1)

»*Vague épouvante*«, »*humeur farouche*« – es sind Signale, de-

* Alle Übersetzungen der Zitate am Ende des Bandes.

rer wir uns noch erinnern wollen. Was ich aber ausdrücklich betonen möchte, ist der Umstand, daß jenes nagende Unbehagen (*ennui*) ebenso sehr ein Element der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts ist wie der dynamische Optimismus des Positivisten und des Liberalen. Nicht nur die Seelen der Dienstmädchen waren dumpfig geworden, wie es in Eliots bestechender Formulierung heißt: eine Art Sumpfgas aus Langeweile und geistiger Leere schlug sich nieder an den entscheidenden Nerven-Enden allen sozialen und intellektuellen Lebens. So können wir zu jedem in Benthamitischem Zutrauen verfaßten Text, zu jedem stolzen Meliorismus eine gegenläufige Feststellung, eine Äußerung nervöser Erschlaffung finden. 1851 war das Jahr der Weltausstellung – aber auch das Erscheinungsjahr für eine Anzahl trostloser, herbstlich hinwelkender Gedichte, die Baudelaire unter dem bezeichnenden Titel *Les Limbes* herausgab. Für mich ist der unheimlichste Seherschrei des neunzehnten Jahrhunderts immer noch Théophile Gautiers »*plutôt la barbarie que l'ennui!*« (»lieber die Barbarei als der Überdruß!«). Und falls wir zum Verständnis solch perverser Sehnsucht, solch brennender Begier nach dem Chaos gelangen können, werden wir auch dem Verständnis unserer eigenen Lage und der Entwirrung jener Fäden nähergerückt sein, die unser Heute mit dem anklagenden Vergangenheitsideal verbinden.

Keine Zitatensfolge, keinerlei Statistik vermag vor uns aufzublättern, was wohl in Wahrheit die innere Entzückung, das leidenschaftliche Abenteuer des Geistes und der Emotion gewesen sein muß, ausgelöst und ins Rollen gebracht durch die Ereignisse von 1789, ja weitergetrieben in phantastischem Tempo bis hinein in das Jahr 1815. Weit Größeres als politische Revolution und Krieg spielt da herein, und das in einem bisher ungekannten, so geographischen wie gesellschaftlichen Ausmaß. Die Französische Revolution und die Napoleonischen

Kriege – *la grande épopée* – haben buchstäblich das Tempo des Zeiterlebens beschleunigt. Wir haben keine Berichte über den inneren Zeitsinn, über den wechselnden Taktschlag im menschlichen Wahrnehmungsrhythmus. Was wir jedoch sehr wohl besitzen, sind verlässliche Belege für den Umstand, daß die Menschen, die die neunziger Jahre des achtzehnten und die ersten eineinhalb Dekaden des neunzehnten Jahrhunderts miterlebten und sich des Lebens-Tenors unter der alten Ordnung zu entsinnen vermochten, das Gefühl einer ungeheuern Beschleunigung sowohl der Zeit als auch des gesamten Bewußtseinsstromes empfunden haben. Kants berühmte Verspätung auf seinem Morgenspaziergang, als die Nachricht vom Sturm auf die Bastille eintraf, ist ein ebensolches Zeichen für den großen Wandel wie der Entschluß des Republikanischen Konvents, eine neue Zeitrechnung einzuführen, beginnend mit *l'an un*, dem Jahre Eins. Sogar für den Sinn der Zeitgenossen nahm jedes folgende Jahr politischen Kampfes und gesellschaftlicher Umwälzungen eine deutlich unterscheidbare Eigenart an. 1789, *Quatre-vingt-treize*, 1812 – diese Jahreszahlen bedeuten weit mehr als bloße Zeitangaben: sie stehen für gewaltige Daseinstürme, für Metamorphosen der geschichtlichen Landschaft, die so heftig waren, daß sie fast unmittelbar nach ihrem Abklingen die simplifizierte Größe aller Legende angenommen haben. (Und da die Musik so eng hineinverwoben ist in jeden Wandel der Zeiten, ist die Entwicklung Beethovenscher *tempi*, ist der treibende Takt seiner Symphonien und seiner Kammermusik während jener so wichtigen Jahre von ganz besonderem historischen und psychologischen Interesse.)

Hand in Hand mit solchem *accelerando* ging ein »Verdichtungsprozeß« menschlichen Erfahrungsvermögens. Abstrakt läßt solcher Sachverhalt sich nur schwer darstellen, doch drängt er sich uns unverkennbar auf, sobald wir uns mit der zeitgenössischen Literatur und den privaten Zeugnissen befassen. Das